

Rückblick

Auf der anderen Seite des Systems

Begonnen hatte es in einem kleinen Forstort am Rande des Spreewaldes in der sowjetisch besetzten Zone(SBZ) im Jahre 1946. Ein Kommunist, oder besser gesagt, ein aufrechter Antifaschist, war mein erster Lehrer. Die sowjetischen Besatzer hatten ihn aus dem nahen Konzentrationslager Jamlitz befreit. Das junge Antlitz, von Hunger und Folter gezeichnet, strahlte Güte aus. Mit großer Geduld unterwies er uns in die Anfangsgründe einer deutsch-russischen Fibel. Aber nur wenige Wochen blieben ihm, dann brachten ihn die neuen Herren nach Jamlitz zurück. Zu oft und zu hartnäckig hatte er sich bei der Militärkommandantur über die brutalen Übergriffe gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung beschwert.

Ein aufrichtiger und mutiger Verfechter der Menschenrechte und damit wahrscheinlich einer der besten meiner Zunft, war mir da früh begegnet. Als er zuvor bei uns im Forsthaus ein- und ausging, suchte er in der Küche immer die Nähe des Herdes. Ihn froh in dieser Welt. Aber mit unendlicher Geduld versuchte er zu beantworten, was ich ihn mit nimmermüder, kindlicher Wissbegierde fragte. Als uns einmal der volle Mond auf dem kurzen Weg vom Forst- zum Schulhaus begleitete, fragte ich ihn mit kindlicher Neugierde: „Warum läuft der Mond am Himmel immer mit uns mit?“ „Er ist das tröstliche, nächtliche Himmelslicht und der freundliche Begleiter aller Einsamen und Schlaflosen“, antwortete er mir. Ich verstand ihn erst, als mich in späteren Jahren selbst die Schlaflosigkeit heimsuchte. Die Ostseeküste Schleswig-Holsteins wurde zur nächsten Station meines schulischen Werdeganges. Dort hatte man meinen Vater aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen und er betreute hier die Gutsforsten eines Grafen. In dünner Kleidung, häufig bei Regen, Sturm oder Schlackerschnee, ging es auf Schusters Rappen, oder besser in Holzpantinen, in die 3 km entfernte Dorfschule.

Aber häufig kam ich dort gar nicht oder nur reichlich verspätet an, weil mich meine Weggenossen von der Barackensiedlung, Flüchtlinge und Vertriebene gleich mir, wieder einmal zusammengeschlagen und am Wegrand liegen gelassen hatten. Sie taten dies aus Rache dafür, dass mein Vater als Gutsangestellter, wieder einmal die Diebeszüge ihrer Eltern zur Anzeige gebracht hatte. In der Schule angekommen, setzte es weitere Prügel. Nach den eher harmlosen Ohrfeigen des Lehrers, bekam ich die Fäuste der wohlgenährten Bauernlummel zu spüren.

Der alte Lehrer sah weg. Mit dieser Fraktion wollte er sich nicht anlegen. Sichernten ihm deren Väter doch das Überleben seiner zahlreichen, im großen Schulhaus untergebrachten Sippschaft. Neidvoll verfolgten wir Flüchtlingskinder, wie ihm die Kannen mit fetter Wurstbrühe und die dicken Wurstpakete ins Haus geschleppt wurden.

So zwischen Borke und Stamm entwickelte ich allmählich meine eigene Überlebensstrategie. Ich schloss mich der ‚Barackengang‘ an. Wurde zu ihrem Zuträger, indem ich sie über die Reviergänge meines Vaters unterrichtete. Mauste mit ihnen gemeinsam das Hasenfutter von den üppigen Kleeschlägen des Gutes, bekam mit ihnen gelegentlich die Reitgerte des plötzlich hinter einem Knick hoch zu Ross heranpreschenden Gutsverwalters zu spüren, mopste Getreide aus den Gutsspeichern oder zog mit ihnen auf abendlichen Fischzug zu den gräflichen Karpfenteichen. Im stillen Einvernehmen mit meiner Mutter verbesserte ich so zu dem spärlich gewährten Deputat eindeutig unsere Ernährungslage. Auch trieb ich mit den Naturalien einen kleinen Tauschhandel, mit dem ich u.a. zu Farben und Papier gelangte, die ich von einem mit uns im Gutsgebäude lebenden Kunstmaler erwarb. So konnte ich schon früh meiner Malleidenschaft frönen.

Was aber viel entscheidender war, meine Annäherung an die ‚Barackengang‘ verhalf mir zu verwegenen und verlässlichen Bundesgenossen. Vor allem gegen die Bauernlummel. Diese zwangen wir häufig zum Eintausch ihrer dick belegten Wurst-

brote gegen unsere spärliche Schulspeisung. Dass man sozialer Ungerechtigkeit nicht immer mit friedlicher Gesinnung und lauterem Mitteln begegnen kann, wurde mir auf diese Weise sehr früh klar gemacht. Und eine klammheimliche Freude an allem revolutionären Volksgeschehen ist mir geblieben. Wohl gemerkt nicht an dem sektiererischen Unterfangen weniger Verblendeter, sondern an den großen, kraftvollen Volksbewegungen. Bis heute bin ich daher der Meinung, dass die deutsche Geschichte einen ganz anderen Verlauf genommen hätte, wenn im Bauernaufstand das Volk obsiegt hätte.

Aber zurück zu den Schulverhältnissen der Nachkriegszeit. Mit meinen neuen, starken Verbündeten, machte mir die Schule wieder richtigen Spaß. Das lag zwar weniger an dem alten, überforderten Lehrer, sondern vielmehr an dem System der einklassigen Volksschule, wo in einem Klassenraum bis zu 60 Schülerinnen und Schüler der Klassen 1-8 unterrichtet wurden. Während der müde Alte oft hinter der ausgebreiteten Zeitung immer wieder einschlief, kam der Schulbetrieb dennoch nicht zum Erliegen. Denn ein zuverlässiges Team von tüchtigen, älteren Schülerinnen sorgte nicht nur für Ruhe und Ordnung, sondern kontrollierte mit Akribie und half mit freundlicher Zuwendung bei dem uns vom Lehrer zugewiesenen Pensum. Hatten wir das erfüllt, dann durften wir an dem partizipieren, was sich ältere Jahrgänge schon angeeignet hatten.

Die nahezu perfekte Form dieses Schulsystems lernte ich dann kennen, als berufsbedingt durch meinen Vater wieder einmal ein Umzug fällig war. Der führte uns diesmal nach Niedersachsen. Als ich hier in einer Dorfschule am Wohnort die letzte Klasse der Grundschule besuchte, war es vor allen Dingen der Lehrer, der vielseitig begabt, die Impulse setzte, das Interesse weckte, Schwache und Begabte gleichermaßen zu fördern wusste. Neben anderen ehrenamtlichen Tätigkeiten verwaltete er die Dorfbücherei, zu deren eifrigsten Benutzern mein Vater und ich gehörten. Mein Vater verzichtete lieber auf das dringend nötige Paar neuer Schuhe, um dafür einige neue Bücher zu erwerben. Neben seiner hohen Fachkompetenz als

Förster, war er gut belesen. Insbesondere hatten es ihm Mythen und Sagen, sowie Gedichte und vor allen Dingen Balladen angetan. Letztere rezitierte er bei guter Stimmung mit viel Pathos.

Wahrscheinlich bestand ich auch deshalb die Aufnahmeprüfung auf dem Corvinianum der Kreisstadt Northeim, weil ich auf Nachfrage des Prüfungsvorsitzenden, Dr. E., als einziger eine Ballade aufsagen konnte. Es war der ‚Nils Randers‘ von Ernst Otto. Und, das ‚Krachen und Heulen in berstender Nacht‘ müssen die Prüfungskommission neben meiner Schnelligkeit im Kopfrechnen - das große und kleine Einmaleins und die Primzahlen beherrschte ich bereits bestens.- so beeindruckt haben, dass sie mir zum Bestehen der Prüfung bereits vor der offiziellen Verkündigung gratulierten. Dabei hatte ich anfangs erhebliche Zweifel in den Erfolg des Unternehmens.

Mein Vater hatte mich zum Bahnhof der nahen Kleinstadt gebracht und mir kurz den Weg vom Bahnhof zum Gymnasium beschrieben. Ich fand den Prüfungsraum mit einiger Verspätung. Was schon peinlich genug war. Als ich das ehrfurchtsgebietende Auditorium in atemloser Stille betrat, knarrten laut und vernehmlich meine frisch erworbenen Lederschuhe. Der Prüfungsvorsitzende kommentierte das mit: „Zu spät kommen und dann auch noch mit nichtbezahlten Schuhen!“ Ich baute mich entrüstet vor ihm auf und erwiderte mit Zornesröte: „Meine Eltern haben stets alles pünktlich bezahlt.“ Obwohl nicht besonders glücklich gestartet, konnte ich mit dem Ausgang der Prüfung hoch zufrieden sein. Ich führe diesen frühen Erfolg aber rückblickend in erster Linie auf die einklassige Dorfschule, sowie die unterstützende Begleitung durch meinen Vater zurück.

Ich hatte das große Glück während meines Landschulpraktikums an der PH-Göttingen noch an einer solchen einklassigen Dorfschule unterrichten zu dürfen, und kann so rückblickend eine umfassende Systembewertung vornehmen. Und, um es vorweg zu nehmen, die einklassige Volksschule bleibt dabei unübertroffen.

Während dieses Praktikums war es wiederum ein älterer Kollege, der mit solidem Grundwissen die ganze Palette der gängigen Unterrichtsfächer abdeckte, und der u.a. als Organist ins Dorfleben eingebunden war und sich größter Hochachtung der Dorfbevölkerung erfreute. – Ich musste damals ein Zimmer vor Ort nehmen. Galt doch damals wie für alle diensthabenden Lehrer sowie Praktikanten die sogenannte Residenzpflicht. Im Laufe des sechswöchigen Praktikums kamen wir uns näher. Gelegentlich wurde ich von ihm zum Abendessen oder einem Fernsehabend eingeladen. An einem solchen Abend erzählte er mir folgende nette Episode.

Eines Tages tauchte, wie damals üblich unangemeldet, der Kreisschulrat bei ihm auf, um sich vom Kenntnisstand der Schüler zu überzeugen. Mein Mentor war sich auf Grund früherer Besuche seiner Sache sicher. Fürchtete aber um den Freund und Kollegen im Nachbarort, von dem nicht nur er wusste, dass der sich häufiger bei seinen Bienenvölkern, als in der Schule aufhielt. In einem unbeobachteten Moment schickte er daher einen Eilkurier mit einer schnell hin gekritzeltten Mitteilung vom Nahen der Obrigkeit vorsorglich ins Nachbardorf. Und tatsächlich machte sich der Schulrat, nachdem er vor Ort alles für gut befunden hatte, auf in Richtung der Wirkungsstätte des Freundes. Stieß aber auf dem Weg dorthin auf den Eilboten, der über dem Spiel am Dorfbach seine eigentliche Mission vergessen hatte. Vom Schulrat auf sein vermeintliches Schwänzen hin zur Brust genommen, rückte er schließlich das Indiz seiner Abwesenheit heraus, das der vorgesetzte Amtsträger mit dem Vermerk versah: „Zurück an den Absender: es rettet den Freund nicht mehr!“

Diese kleine Humoreske zeigt, dass es auch in früheren Zeiten Lehrer gab, die sich, um es milde auszudrücken, nicht immer stringent an ihre Dienstverpflichtungen hielten. In der Mehrzahl aber waren es gestandene und geachtete Persönlichkeiten, die mit ihrem Wissen und Können das dörfliche Leben weit über den eigentlichen Schulbetrieb befruchteten und belebten. Die heutige vielfache kulturelle Verödung in den Dörfern lässt

sich auch nicht zuletzt mit dem Wegfall der Instanz des Dorfschullehrers erklären. Vor allen Dingen aber wirkten sie wesentlich nachhaltiger auf die ihnen anvertrauten Schüler, als die heutigen Amtsträger. In überdimensionierten Schulfabriken, vom System gegängelt, sind die meisten von ihnen zu willfährigen Angestellten mutiert.

Bringen wir aber nun die Rückschau auf das eigene Schülerleben in gebotener Kürze zu Ende. – Ich darf von mir sagen, dass ich in den Anfangsjahren auf dem Gymnasium ein überaus interessierter, selbstbewusster und guter Schüler war. Das änderte sich, als mein Vater 1954 seine lang ersehnte Planstelle in Baden-Württemberg erhielt, und dabei eine für die weitere Schullaufbahn seiner Söhne verhängnisvolle Entscheidung traf. Denn statt auf einem gewissermaßen vor der Haustür gelegenen Gymnasium der nahen Universitätsstadt Tübingen, meldete er uns auf dem Gymnasium in Nürtingen an. Tübingen lag damals im französischen Sektor, und mein Vater war wohl der Meinung, dass die vermeintliche Deckungsgleichheit der von uns bisher gewählten Fächer bei dem im amerikanischen Sektor gelegenen Nürtingen mehr gegeben sei.

Wie sich bald herausstellte, war der Preis dabei zu hoch. Für meinen vier Jahre jüngeren Bruder und mich wurde der weite Schulweg zu einer ungeheuren Strapaze und führte zu großen Reibungsverlusten. – In aller Frühe brachen wir mit dem Fahrrad auf zur nächst gelegenen Bahnstation, um dann nach langer Fahrt mit dem Bummelzug, der gewissermaßen an jeder Milchkanne hielt, uns der Stätte unserer Weiterbildung zu nähern. Oft kehrten wir dann erst am späten Nachmittag nach Haus zurück. Obwohl beide sowohl geistig als auch körperlich gut konditioniert, hatten wir bald Kraft, Ausdauer und Freude an der Schule verloren. Gerieten vor allen gegenüber unseren Mitschülern, die sich vor Ort austauschen konnten bald in Rückstand. Wenn wir zuletzt mit einem Gefühl der Ohnmacht und Freudlosigkeit zu unserer morgendlichen Fahrt aufbrachen, dann warteten an ihrem Ende: die triste, mit grauem Zementstaub überzogene Stadt, die nüchterne Logik von Zah-

len und Fakten, die Leerformen lateinischer Vokabeln, Gedichte sezirt nach Reim und Rhythmus. Selten sprang zuletzt noch ein Funke über. Konnte ein interessanter Unterricht ein längeres Feuer der Begeisterung entfachen. Vieles von dem, was uns im Unterricht vermittelt wurde, verstanden wir zudem anfangs gar nicht, weil sich bis auf den Deutschunterricht die Fachlehrer häufig des Schwäbischen bedienten.

Die permanente Freudlosigkeit und Überforderung, und nicht zuletzt die Scham über die nachlassenden Leistungen, stürzten mich schließlich in die Depression. Symptomatisch für diese schiefe Seelenlage in dieser Zeit war gewissermaßen eine nicht ganz ungefährliche Affinität zu Hölderlin. Immerhin verhalf mir die Nähe zu ihm und ähnlich gelagerter Lyrik zu einer gewissen Aura, und meine häufig von Weltschmerz durchdrungene Schreibe wurde zu einem Bonus bei meinen Deutschlehrern, da sich meine schwäbischen Mitkonkurrenten in diesem Fach ohnehin recht schwer taten.

So gelangte ich schließlich immer noch relativ glatt in die Unterprima, und hatte berechtigte Hoffnungen, auch unter den erschwerten Bedingungen am Ende das Abitur zu bestehen.

Als im ersten Halbjahr der Unterprima die von uns allen geschätzte Deutschlehrerin, die sich mit leisen, sanften Tönen und einem äußerst interessanten Unterricht unser aller Sympathie erworben hatte, schwer erkrankte, brach über mich das Unheil herein. Ich geriet gegen Schluss meiner Nürtinger Zeit an einen gnadenlosen Zyniker, an dem meine Seele fast zerbrochen wäre, als der bisher nur am Rande der sogenannten Nebenfächer wahrgenommene, und als äußerst unsympathisch empfundene Musiklehrer die Vertretung im Fach Deutsch übernahm.

Er verkehrte in der feinen Nürtinger Gesellschaft. Gab deren Kindern Klavierunterricht. Es hieß, er habe sich vor dem Krieg Hoffnungen auf eine Karriere als Klaviervirtuose gemacht. Dass es ihn stattdessen in den Schuldienst verschlagen hatte, machte ihn vielleicht zu dem, was er war: jemand, der sich selbst nicht liebte und seine Mitmenschen verachtete.

Alles, was ich an schrecklichen Dingen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren erlebt habe, etwa beim Zusammenbruch der Oderfront, dem Tod meiner Spielkameraden in dieser Zeit, was ich in der Summe an Hunger, Not und Pein bisher ertragen hatte, machte mich letztlich nur stärker und überlebensfähiger. Diesem üblen Zyniker aber war ich nicht gewachsen.

Wir hatten erfahren, dass er ein abgebrochenes Germanistikstudium hinter sich hatte. Vielleicht arbeitete er im Unterricht daher mit dem, was gemeinhin verpönt, und uns Schülern sogar bei Strafe verboten war. Mit einer Handvoll von sogenannten ‚Spickzetteln‘ gestaltete er seinen einförmigen, lustlosen und langweiligen Unterricht. Und da er uns erbarmungslos mit Fragen traktierte, deren Antworten er vorher offensichtlich auch nicht gewusst hatte, drehten wir, die wir uns etwas auf unsere guten Deutschkenntnisse einbildeten, einfach den Spieß um und stellten Fragen, auf die er wiederum nicht vorbereitet war.

Das war nicht nur anmaßend, sondern vor allen Dingen eine riesige Dummheit, die sich bitter rächen sollte. Denn nunmehr brach er einen nach dem anderen aus der Phalanx der verhassten Besserwisser heraus und unterzog sie einem tagelangen, gnadenlosen Kreuzverhör. Zwischenfragen kommentierte er fortan mit drohendem Unterton: „Die Fragen stelle ich!“ Geschickt spielte er einen gegen den anderen aus. Verschonte bewusst die, in deren Häusern er verkehrte.

Eine ganze Weile ignorierte er mich, um dann umso erbarmungsloser über mich herzufallen. Innerhalb eines Jahres verschlechterte ich mich um zwei Noten. Hatte meine bisher unangefochtene Spitzenposition verloren und war in die Bedeutungslosigkeit abgesunken. Das Schlimme war, es gelang mir jetzt auch nichts mehr. Ich war voller Versagensängste.

Bis heute verfolgt mich diese widerlichste Ausgabe eines Pädagogen hin und wieder in meinen Alpträumen. Spüre ich den stechenden, lauerten Blick seiner schmalen Sehschlitze, hinter den dicken, wie aus kaltem Eis geformten Brillengläsern. Suche verzweifelt Antworten auf seine im hämmernden Stak-

kato auf mich niederprasselnden Fragen. - Die ganze bisherige Plackerei wäre umsonst gewesen, hätte mein Vater nicht beschlossen, wiederum einen Ortswechsel vorzunehmen. Der führte uns wieder zurück nach Niedersachsen und mich doch noch zum Abitur.

Studium und Eintritt in den niedersächsischen Schuldienst

Die unsägliche Schulfron hatte ich zuletzt auch nur deshalb ertragen, weil an ihrem Ende ein klares Berufsziel stand. Förster wollte ich werden, wie es seit Generationen in unserer Familie üblich war. Die Passion zu Wild und Wald war mir gewissermaßen in die Wiege gelegt worden, und ist für mich bis ins hohe Alter ein großes Thema geblieben. Doch dererlei Blümenträume scheiterten an der Realität. Das Forststudium galt zu meiner Zeit als aussichtslos, da sämtliche Planstellen auf lange Zeit besetzt waren.

Ein hervorragendes Musterungsergebnis auf Grund meiner sportlichen Fitness berechtigte zur Hoffnung auf eine Karriere als Berufsoffizier bei der Bundeswehr. Was zwischenzeitlich auch in Erwähnung gezogen wurde. – Den wohl entscheidenden Ausschlag für das Pädagogikstudium in Göttingen gab schließlich, dass es kurz war und ohne Studiengebühren absolviert werden konnte.

Ein Bruder meines Vaters, im Zweiten Weltkrieg Hauptmann in der Wehrmacht und danach hochgeachteter Hauptschullehrer in der Lüneburger Heide, und ein weiterer Standesvertreter aus der Zunft der sogenannten Volksschullehrer, der Schachpartner meines Vaters, hochgebildet, humorvoll und von großer Herzlichkeit, förderten meinen Entschluss zusätzlich. So schien es mir denn durchaus lohnenswert diesem Typus von Volks- oder Hauptschullehrer nachzueifern, um es vielleicht auch besser zu machen, als es mir zum Teil widerfahren war. Wenn dieser Berufswunsch auch sicher nicht die erste Wahl war. Mein damaliger Deutschlehrer auf dem Goethe-Gymnasium in Einbeck schüttelte verständnislos den Kopf, als

er von meinem, sicher auch nicht mit allerletzter Begeisterung getroffenen Berufsziel erfuhr. „Dafür hast du doch kein Abitur gemacht!“, so sein Kommentar. – Er wurde später Professor an der PH in Göttingen!

Obwohl durch ein Hochschulstudium aufgewertet, haftete dem Studium für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen immer noch der Geruch eines ‚Arme-Leute-Studiums‘ an. In den 60-er Jahren sprach aber schon der überproportionale Anteil der sogenannten höheren Töchter aus besserem Haus rein statistisch gegen diese Version. Wobei deren Studienziel an der PH oft darin bestand, sich möglichst schnell einen sogenannten ‚Vollakademiker‘ zu ergattern.

Unter den männlichen Kommilitonen dagegen gehörten sehr viele zu den unterprivilegierten Schichten der Bevölkerung. Einige von ihnen konnten sich aus finanziellen Gründen kein Zimmer mieten, wohnten in Baracken ähnlichen Gemeinschaftsunterkünften und versorgten sich mit Essensresten aus der Mensa. Auch sie, für die nach dem damaligen Abitur jeder Studiengang zugänglich gewesen wäre, verschlug es wohl mehr der Not gehorchend ins pädagogische Lager. Von ihrer Vorbildung waren es jedenfalls die Bestqualifizierten, die je den Schuldienst an den Grund- und Hauptschulen dieses Landes angetreten haben. Ich fand damals überraschend schnell Gefallen an meiner dritten Option. Und hierzu trug wesentlich das damals hervorragende Lehrpersonal, sowie die moderne und großzügige Ausstattung der Göttinger Hochschule bei.

Im Wahlfach Sport begeisterte uns das Dozentenpaar Häusler/Hölzer durch Engagement und Kompetenz. Die Professoren Heise, Stimpel, Joppich, um nur einige zu nennen, gehörten damals zur Avantgarde auf dem Felde der Pädagogik. Und durch Christian Graf von Krockow wurde mein bis dato eher unterentwickeltes Interesse am politischen Zeitgeschehen zu einer bis auf den heutigen Tag nachwirkenden Neugierde entwickelt.

Unser Studium umfasste ein viersemestriges Studium in vier Fächern, die mit einer Prüfung, dem sogenannten Didaktikum

abgeschlossen wurden. Das Wahlfach, sowie die wissenschaftlichen Fächer: Psychologie, praktische- und theoretische Pädagogik, Politik Wissenschaften und Philosophie erstreckten sich über sechs Semester. Daneben bestand die Möglichkeit, etwa im Fach Englisch, Religion oder Musik eine Fakultas als Zusatzqualifikation zu erwerben.

Die wissenschaftliche Ausbildung wurde durch ein solides, praktisches Fundament unterfüttert. In den Semesterferien musste jeweils ein sechswöchiges Sozialpraktikum, sowie ein Stadt- und Landschulpraktikum von gleicher Dauer absolviert werden. Erste Unterrichtserfahrungen hatten wir bereits vor Antritt der Praktika unter Anleitung unserer Dozenten im Wahlfach an diversen Göttinger Schulen gesammelt.

Wir konnten also nach dem ersten Staatsexamen bestens zugerüstet und souverän unseren Dienst in den Schulen antreten. Vor allen Dingen wussten wir, worauf wir uns eingelassen hatten. – In den 70-er und 80-er Jahren habe ich u.a. als Mentor Studentinnen und Studenten meiner alten Hochschule betreut, die zuletzt nur noch zu einem kurzen Schnupperkurs bei uns aufliefen. Die Auswirkungen dieser mangelnden Praxisrelevanz sowie die fatale Unterwanderung der Hochschulen und Universitäten durch die marxistische Ideologie der 68-er Bewegung, haben auch den deutschen Schulen in der Summe erheblichen Schaden zugefügt. Hierauf soll später in einem anderen Kontext noch näher eingegangen werden.

Nach bestandem Examen, waren wir im Lande sehr gefragt. Aushänge von Gemeinden, die verzweifelt Grund- und Hauptschullehrer suchten, fanden sich zuhauf im Eingangsbereich der PH. Teilweise wurde dabei mit der kostenlosen Überlassung von Bauland und anderen Vergünstigungen geworben.

Letztendlich wurden wir aber bis auf wenige, die über gute Beziehungen verfügten, nach einem Verteilerschlüssel des Kultusministeriums den einzelnen Schulaufsichtskreisen im Land zugewiesen. – An unserer zukünftigen Wirkungsstätte angekommen, erwartete uns das volle Programm. Ohne freien

Samstag und mit 35 Wochenstunden waren wir dabei. Und im Gegensatz zu den bereits etablierten Kollegen waren wir weit- aus stärker belastet. Neben einer akribischen Unterrichtsvorbe- reitung, die von Schulleiter und Schulrat genau kontrolliert wurde, musste die Arbeit für das zweite Staatsexamen ge- schrieben werden. Weiter mussten wir Hausbesuche bei den Eltern unserer Schüler durchführen, um entsprechende Er- kenntnisse in einem Soziogramm auszuwerten und im Unter- richt mit einzubeziehen. Und schließlich waren wir zur regel- mäßigen Teilnahme in der Arbeitsgemeinschaft für Junglehrer verpflichtet, der damals gestandene Schulleiter vorstanden, die sich zusätzlich zu ihrer Schulleiterfunktion als Ausbildungslei- ter zur Verfügung stellten. Hier vor allen Dingen bekamen wir den nötigen Feinschliff für unsere weitere Unterrichtstätigkeit. Verlassen wir nun die im Rückblick mehr biographischen Daten. Sie werden aber weiter bei der Reflexion auf das The- ma, so hoffe ich, den in Teilen eher nüchternen Report, immer wieder durch selbst Erlebtes und Erfahrenes beleben.